

Vortrag Dr. Jan Kruse: Symposium „männer leben“, 28. April 2006

Qualitative Familienforschung: Der Reichtum karger Interviews. Verständigungsmöglichkeiten trotz Nicht-Diskursivierung – eine Fallanalyse

1. Einleitung

Empirische Sozialforschung hat das Ziel, der „Wirklichkeit“ auf die Spur zu kommen, wie diese – wie immer auch – aussehen mag und gestaltet ist. Hierfür gibt es bekanntermaßen zwei große methodische Paradigmen: die standardisierte und die qualitative Forschung. Die standardisierte Sozialforschung vermag es mit ihrem Ansatz des Messens großer Fallzahlen, Muster und Häufigkeiten, Strukturen, Regelmäßigkeiten und Zusammenhänge zu identifizieren, zu beschreiben und zu erklären. Qualitative Forschungsansätze vermögen es, die Lebensgeschichten der befragten Menschen jenseits der statistischen Daten holistisch zu rekonstruieren und phänomenologisch darzustellen und ermöglichen somit einen enormen Erkenntnisgewinn im Detail, eine verstehende Analysetiefe, die quantifizierende Verfahren nicht erreichen können. Die rekonstruktive Erforschung dieser Lebensgeschichten aus der Perspektive der Befragten selbst wird dabei vor allem mit narrativen oder teilnarrativen Interviewverfahren realisiert.

Mit dieser kurzen und sicherlich holzschnittartigen Charakterisierung wird bereits deutlich, dass standardisierte und qualitative Sozialforschung nicht in einer wertenden und hierarchisierenden Konkurrenz zueinander stehen, sondern komplementär verstanden werden müssen. Wenn man als Sozialwissenschaftler der Wirklichkeit in angemessener Weise auf die Spur kommen möchte, müssen beide Verfahren kombiniert werden.

Auch in unserem Projekt „männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung“ haben wir beide Forschungsparadigmen angewendet und miteinander kombiniert. Mit der großen standardisierten Erhebung, bei der wir insgesamt rund 1500 Männer in den vier Regionen Leipzig, Gelsenkirchen, Freiburg-Stadt und Freiburg-Land befragt haben, wollten wir statistische Informationen über jene Lebensereignisse, zeitlichen Verläufe, Muster und Verteilungsstrukturen gewinnen, die im Zusammenhang mit den reproduktiv-biografischen Gestaltungsleistungen der befragten Männer stehen, also thematisch verbunden sind mit den Dimensionen Familie, Partnerschaft, Kinder, Geburten, etc. Neben diesem standardisierten Zugang, der umfassende statistische Informationen zu den reproduktiven *Lebensläufen* der befragten Männern lieferte, verfolgten wir aber auch einen qualitativen Zugang: Von den rund 1500 standardisiert befragten Männern interviewten wir rund 100 Männer qualitativ anhand teilnarrativer Interviews, um zusätzlich auch die *Lebensgeschichten* der befragten Männer hinter den statistischen Daten erzählt zu bekommen. Ziel dieser teilnarrativen Interviewstudie war es also, Erkenntnisse über komplexe lebensgeschichtliche Zusammenhänge und Kontexte, Motive und biografische Entwicklungen zu bekommen, also Aussagen darüber zu erhalten, wie *eins zum anderen* im Leben gekommen ist, und wie dies selbst durch die befragten Männer gedeutet, verstanden, also mit Sinn verliehen wird. Und hierfür bieten sich eben ganz grundsätzlich narrative bzw. teilnarrative Interviews an, in denen in der weiten Tradition von Fritz Schütze die Befragten zum Erzählen, Erzählen und nochmals Erzählen aufgefordert werden, um somit ein um-

fassendes und sehr ergiebiges Textmaterial zu erhalten, in dem sich dann der rekonstruktive Sozialforscher mit seinen hermeneutischen und phänomenologischen Analysen regelrecht austoben kann. Auch wir zielten mit unseren leitfadengestützten, teilnarrativen Interviews auf ein solch textmaterielles Feuerwerk. Doch wie das folgende Beispiel verdeutlichen kann, gestaltet sich qualitative Interviewforschung mitunter ganz anders, als gemeinhin erwartet. Als illustrativen Auftakt möchte ich Ihnen hierzu die Einstiegspassage eines befragten Mannes aus Gelsenkirchen vorstellen, verheiratet, 41 Jahre, 2 Kinder, eines davon leiblich, er arbeitet beruflich „unter Tage“ als Energieanlagenelektroniker:

2. Fallexemplarische Einstiegspassage

I: Zu Anfang würd ich gern wissen ähm wie Sie aufgewachsen sind. Wenn Sie mir das bitte mit eigenen Worten ganz frei erzählen möchten?

P: (1) Wie ich aufgewachsen bin? [mhm]. An und für sich gut behütet, problemlos.

I: (3) Ähm, hatten Sie Geschwister?

P: Ja eine Schwester, [mhm] ne ältere, acht Jahre älter.

I: Mhm. Haben Sie mit Ihren Eltern und der Schwester zusammengewohnt?

P: Ja.

I: Mhm. Sind Sie in Gelsenkirchen aufgewachsen?

P: Ich bin in Gelsenkirchen aufgewachsen, (1) und hab auch an und für sich noch nie irgendwo anders gewohnt.

I: Mhm. Wie würden Sie (.) so das Umfeld beschreiben, in dem Sie aufgewachsen sind?

P: Ja, wie soll ich mein Umfeld beschreiben? (3) Nie Stress gehabt. [mhm] (1) Gut behütet halt aufgewachsen, [mhm] sag ich mal.

I: Wie war das Verhältnis zu Ihren Eltern? Wenn Sie dazu n=paar Worte sagen möchten?

P: Sehr gut.

I: Mhm. Das Verhältnis zwischen Ihrem Vater und Ihrer Mutter untereinander?

P: Auch sehr gut.

I: Mhm. (lacht) Und das Verhältnis zu Ihrer Schwester?

P: Früher sehr gut. (1) [mhm] Heute gar nicht.

I: Mhm. Vielleicht können Sie mir das etwas genauer beschreiben?

P: (schnalzt mit der Zunge) (2) Die Verhält-

I: (unterbricht) Wie Sie das empfunden haben, wie Sie aufgewachsen sind?

P: (2) Wie soll man denn empfin-

I: (unterbricht ungeduldig) Ja was Sie so GEMACHT haben?

P: Jo meine Güte, wenn man so in kleiner Kindheit war=n, äh viele Gleichaltrige hier, dann ham wer zu dritt zu viert zu fünft zu zehnt hier gespielt, sind zum, hier vorne is=n Wald, da konnte man Fußball spielen gehen, [mhm] jo gut, dann später n=Mofa gekriegt, (1) un so n bisschen rumgefahren mit den Jungs und (1) [mhm] (1) halt so der normale Le- Werdegang, Schule, Lehre [mhm] Beruf (2) [okay dann] Militär.

Diese Einstiegspassage ist ein sehr schönes Beispiel für ein „karges Interview“, wie wir diese Thematisierungsstruktur genannt haben. Und es stellt sich nun auf den ersten Blick die Frage, welchen Informationsmehrwert ein solches karges Interview liefert im Vergleich zu einer standardisierten Befragung. Bei unseren rekonstruktiven Analysen haben sich solche Interviews aber als *sehr* aufschlussreich und hoch informativ erwiesen: Denn auf einem zweiten Blick zeigt sich der Reichtum dieser Interviews, aus denen wir im wahrsten Sinne des Wortes Schätze geborgen haben. Im Folgenden versuche ich in aller Kürze, und dies fällt mir nicht leicht, Sie anhand einer kursorischen Fallanalyse an den Reichtümern dieses kargen Interviews teilhaben zu lassen. Ich werde dabei mit einer Interpretation der Einstiegspassage beginnen, um dann die zentralen Motive und Thematisierungsregeln des Gesamtinterviews zu benennen. Diese werde ich schließlich in Hinblick auf die reproduktiv-biografischen Gestaltungsmuster des befragten Mannes nochmals weiter ausführen.

3. Interpretation der Einstiegspassage:

Die Einstiegspassage der Interviews ist ein klassisches Beispiel für eine Nicht-Diskursivierung und Nicht-Problemativierung, die jedoch nicht als ein inszenatorischer Rückzug des Befragten gedeutet werden darf. Diese Nicht-Diskursivierung stellt vielmehr die performative Struktur eines zentralen Motivs dar, das gleich zu Beginn deutlich wird:

Auf die Erzählaufforderung des Interviewers setzt der Befragte mit einer rhetorischen Frage ein: „*Wie ich aufgewachsen bin?*“, die aber weniger als eine verbale Modalisierung der Reflexion bzw. als Versuch eines Zeitgewinns zu verstehen ist, um einen Erzählplan zu konstituieren. Sie stellt als metanarrative Rahmung vielmehr ein Hinweis an den Interviewer dar, dass die Frage nach dem Aufwachsen in der Kindheit für die Erzählperson keine besondere thematische Relevanz besitzt. Die Nennung des Grunds wird in hypotaktischer Weise und in elliptischer Form nach einer Mikropause gleich angeschlossen: „*An und für sich gut behütet, problemlos.*“ Hiermit ist bereits das wesentliche Motiv des Interviews angesprochen: Aufgrund eines kollektiv eingebundenen und normativ selbstverständlichen Status der Kindheit stellt sich die implizit auf Diskursivierung angelegte Frage, wie ‚man‘ als Kind aufgewachsen ist für den Befragten erst gar nicht. Sie wird anhand einer Normalisierung und Nicht-Problemativierung zurückgewiesen, wobei unter Normalisierung nicht ein psychologisches, sondern ein soziologisches Motiv verstanden werden muss. Die Normalisierung bezieht sich auf die Eingebundenheit in eine kollektive Struktur. Analog verhält sich dies mit dem semantischen Feld „gut behütet“. Auch dieses darf weniger als eine psychologische Wertung – das heißt klassisch bindungstheoretisch und im Sinne eines „Urvertrauens“ – gedeutet werden. Das „gut behütet“ verweist ebenso auf das bündelnde Motiv des Interviews: Nämlich auf die durch kollektive Strukturen hergestellte Geordnetheit des Lebens, die Sicherheit und Schutz bietet, sowie Kontinuität und Verlässlichkeit. Weitere Zitatbeispiele hierfür sind: „*hab auch an und für sich noch nie irgendwo anders gewohnt*“, „*nie Stress gehabt, gut behütet*“. Die Familie nimmt dabei einen zentralen Stellenwert ein, da sie die kleinste Einheit dieser geschützten kollektiven Geordnetheit ist und diese reproduziert. Bereits hier drücken sich in konnotativer und indexikaler Weise die positive Familienorientierung des Befragten und die Struktur einer starken Familiensolidarität und eines egalitären Zusammenhalts aus. Auffällig ist auch die idiomatische Verwendung des „*an und für*

sich“. Diese rhetorische Erzählfigur ist doppeldeutig und könnte einerseits als ein klassischer „hed-ge“, also als ein Heckenausdruck interpretiert werden, der eine Vagheit und implizite Relativierung markiert. Andererseits kann sie auch als eine Totalisierung verstanden werden: nicht nur *an sich*, sondern auch *für sich* ist der Befragte gut behütet aufgewachsen.

Die sprachlichen Modalisierungen der Nicht-Diskursivierung und Nicht-Problematisierung zeigen sich auch im weiteren Verlauf der Einstiegspassage. Beispiele hierfür sind die Rückweisungen durch den Befragten, wie man sein Umfeld beschreiben soll, wie man etwas empfinden soll. Hierbei zeigt sich dann in komplementärer Weise, jenseits der interaktionellen und szenischen Zuspitzung der Einstiegspassage zum Schluss hin, dass sich innerhalb der Nicht-Diskursivierung auch eine Thematisierungsstruktur finden lässt, bei der das Konkrete – nämlich „was man *gemacht* hat“ – erzählbarer bzw. -würdiger zu sein scheint. In diesem Abschnitt am Ende der Einstiegspassage verdeutlichen sich wiederum die zentralen Motive der kollektiven Eingebundenheit, der Sicherheit und der Kontinuität. Syntaktische sowie semantische Markierungen hierfür sind zum Beispiel das Indefinitpronomen „man“ im Wechsel mit dem Personalpronomen „wir“, die Aufzählung bzw. Liste „*zu dritt zu viert zu fünft zu zehnt*“, die deiktische Verweisung im szenischen Präsens „*hier vorne is=n Wald*“ sowie die identitäre Relevanzmarkierung „*mit den Jungs*“, die eine symbolische Strukturierung einer geordneten Männerwelt thematisiert – man vergleiche hierzu auch das bildhafte Motiv des „Mofas“, das für das Leben männlich-jugendlicher Freiheit steht –, und last but not least der Rekurs auf den „*normalen Werdegang*“.

Ich komme nun zu einer Zusammenfassung der zentralen Motive und Thematisierungsregeln für das Interview insgesamt.

4. Zentrale Motive und Thematisierungsregeln

Bei jeder rekonstruktiven Fallanalyse war es unser Ziel, die zentralen Motive und Thematisierungsregeln des Interviews herauszuarbeiten. Unter dem Begriff des zentralen Motivs verstehen wir nicht ein psychologisches Handlungsmotiv, das heißt eine „um zu“-Vorstellung. Unter Motiv verstehen wir wiederholt auftauchende Bilder oder Argumentationsstrukturen, Figuren, Modelle, thematische Äußerungen und Positionierungen, die im Zusammenhang von subjektiven Deutungen und Repräsentationen stehen. Dies entspricht eher der Verwendung des Begriffs „Motiv“ im semantischen oder fotografischen Sinn als Bildmotiv. Mit dem Begriff der „Thematisierungsregel“ bezeichnen wir die kommunikativen und konversationellen Regeln, *wie* eine Interviewperson das sprachlich darstellt, was sie sprachlich darstellt. Das betrifft z.B. Konventionen, was man einer fremden Person offenbart oder ihr gegenüber zurückhält, aber auch wie man sich kommunikativ präsentiert und positioniert, ob man Dinge problematisiert bzw. normalisiert oder eben nicht, wie man z.B. heikle Themen sprachlich modalisiert und auch, wie die unterschiedlichen thematischen Bezüge und Inhalte insgesamt performativ realisiert werden.

Die Thematisierungsregeln dieses Interviews werden, wie bereits verdeutlicht, in der Einstiegspassage sehr anschaulich demonstriert und ziehen sich konsistent durch das Interview hindurch. Bei den sprachlichen Modalisierungen fallen die wortkarge und äußerst sprachökonomische Kommunikations- und Informationspolitik auf, markiert durch verschiedene rhetorische Erzählfiguren, durch

stark parataktische, asyndetische oder auch durch elliptische Rede. Durch die zusätzlichen, teilweise für die Selbstpräsentation bewusst gewählten, teilweise unbewusst verwendeten Stilmittel der subtilen Ironie und Selbstironisierung wirkt der Erzählstil phasenweise sehr humoristisch, was ich an exemplarischen Interviewzitatzen veranschaulichen möchte. Auf die Frage des Interviewers, was der Befragte mit seinen Freunden so gemacht hat, antwortet dieser unter anderem:

„Irgendwann hat man oder das heißt, da war=n wer noch jünger, ich bin katholisch aufgewachsen, da heißt=s, wurden immer sonntags zur Kirche geschickt. Irgendwann war man dann so alt, man ging Richtung Kirche, machte dann=n=Abstecher in irgend=ne Kneipe, hat gefragt, ob man flippern durfte, weil man da noch nicht alt genug war. Is dann pünktlich nach der Messe dann (lachend) nach Hause gegangen.“

Ein anderes Beispiel: Auf die Frage des Interviewers, wie sich das mit der ersten Freundin des Befragten so entwickelt hat, antwortet dieser:

„Tja (.) auch äh (1) die (.) Eltern vom Kollege war=n im Urlaub. Die hatten nen riesen Garten mit Pool, mit Laube und, und, und jo, und da kam eins zum andern, nä?“

Auch die Schilderung, wie der Befragte seine Frau kennen gelernt hat, ist sehr aufschlussreich in Bezug auf die typischen sprachlichen Modalisierungen:

I: Wie ham Se sich kennen gelernt?

P: Auf nem Parkplatz in Wanne-Eickel.

I: Mhm. Können Se das n bisschen erzählen?

P: „Jo wie gesagt sie hatte (seufzt) zu dem Zeitpunkt 'n ziemlich altes Auto. (2) Ich war hilfsbereit. Sie stand da. Ich hab gefragt, ob ich helfen kann. Mein (.) ihr Auto hab ich nich in Gang gekriegt, aber (.) so sind wir uns näher gekommen. Gefragt, ob wir uns mal wieder treffen könnten, sie hatte nichts dagegen. Jo, und so hat sich das entwickelt dann, nä?“

Ein Highlight in dieser Hinsicht ist auch die metanarrative Parenthese des Befragten an einer Stelle, an der der Interviewer vertiefende Nachfragen stellt, Zitat:

„Wenn man gewusst hätte, dass ich auf solche Fragen noch mal antworten muss, hätt ich mir wahrscheinlich Stichpunkte damals gemacht.“

Ob mit diesen nur exemplarisch dargelegten Versprachlichungsmodi eine soziale Stilistik beschrieben werden kann, die (in Häkchen) „ruhrpotttypisch“ ist, bliebe ebenso wie die kommunikativen Funktionen noch ausführlicher zu diskutieren. Stellen sie eine sublimen Ironie dar, die eine Distanzfunktion übernehmen, oder wirken die Thematisierungsregeln der Normalisierung und Nicht-Problematisierung, die den stereotypen Topos des wortkargen Montanarbeiters aufkommen lassen, auf jene Rezipienten ironisch und distanzierend, die komplementäre Diskursivierungsroutinen gewohnt sind? Um diese Fragen zu klären, müssten phonologische und dialektale Analysen mit hinzugezogen werden, was an dieser Stelle jedoch nicht geleistet werden kann. Die herangezogenen Zitatbeispiele verdeutlichen allerdings gerade aufgrund der sprachökonomischen Stilisierungen eine enorme erzählerische Kompetenz und einen intuitiven Zugang zu symbolischen Verdichtungen biografischer Episoden. Hier manifestiert sich kein (in Häkchen) „restringierter Code“, sondern eine sehr hohe konnotative, evaluative und indexikale Codierungsleistung in kommunikativer Hinsicht.

Bei der Rekonstruktion von Thematisierungsregeln muss nun aber auch immer bedacht werden, dass Interviews eine kommunikative Situation darstellen, in denen die Interviewenden mit den Befragten koproduktiv einen „Text“ herstellen, so dass sich Thematisierungsregeln auch immer interaktionell begründen. Und hierüber kann auch die sprachökonomische Informations- und Kommunikationspolitik des Befragten mit erklärt werden, denn der Interviewer ist ebenfalls Gelsenkirchner, und dieser sollte wissen, wie „im Ruhrpott eins zum anderen kommt“ und wie „man was macht“. Aufgrund eines konjunktiven Erfahrungsraumes, um den Begriff aus der Wissenssoziologie von Karl Mannheim aufzugreifen, auf den beide Kommunikanten (in Klammern: in wechselseitiger Unterstellung) zurückgreifen können, müssen dann bestimmte Dinge sprachlich nicht thematisiert oder detailliert werden. Der konjunktive Erfahrungsraum bildet dabei eine soziale Strukturkategorie kollektiver Orientierungsmuster, womit wieder der zentrale Motivbereich des Interviews angesprochen ist.

Die Thematisierungsregeln stehen nun in performativer Hinsicht in enger Verbindung zu diesen zentralen Motiven, welche im Rahmen der Analyse der Einstiegspassage bereits sehr deutlich geworden sind und sich ebenfalls konsistent durch das gesamte Interview ziehen: Der Befragte rekurriert auf einen kollektiv geteilten Erfahrungsraum, der eben nicht versprachlicht zu werden braucht, in der die kollektiv hergestellte Geordnetheit des Lebens im Vordergrund steht. Diese umfasst wie bereits beschrieben Sicherheit, Geborgenheit und Schutz, Kontinuität und Beständigkeit, gerade auch in Bezug auf Beziehungen und hier vor allem Familie, aber auch in Hinblick auf die Dimensionen Arbeiten und Wohnen und die identitäre Verortung. Innerhalb dieser kollektiven Strukturiertheit werden aber auch Gegenfelder der Diskontinuität und Verunsicherung angesprochen, welche diese tradierte, kollektive Geordnetheit gefährden, wie z.B. die Arbeitsmarktsituation bzw. der allgemeine Strukturwandel sowie der Wandel der positiven Grundeinstellung gegenüber Kindern, welche nun als Kostenfaktor gelten, so dass abgewogen werden muss, ob „man“ sich Kinder bzw. wie viele Kinder man sich leisten kann und zu welchem biografischen Zeitpunkt man Familie gründet. Der Erzähler evaluiert allerdings, dass er von den „*größeren Katastrophen*“ (Zitat) verschont geblieben ist. Dem allgemeinen Wandel unterliegt auch er jedoch und muss ihn biografisch gestalten, womit ich zum nächsten Punkt überleite und die fallstrukturellen Motive nochmals verdeutlichen möchte anhand von zwei zentralen Gestaltungsmustern der reproduktiven Biografie des Befragten.

5. Verdeutlichung der fallstrukturellen Motive anhand ausgewählter Aspekte der reproduktiv-biografischen Gestaltungsmuster

a) Kollektive Agency – biografische Gestaltung zwischen „ich“ und „man“

Das zentrale Motiv der kollektiven Eingebundenheit spiegelt sich unter anderem in den linguistischen Konstruktionen der Handlungs- und Wirkmächtigkeit des Befragten wider, was mit dem Begriff der Agency umfasst werden kann. Gabriele Lucius-Hoene und Arnulf Deppermann, die dieses Konzept in Deutschland mit bekannt gemacht haben, führen dazu aus: Agency bedeutet, „wie der Erzähler seine *Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative* in Hinblick auf die Ereignisse sei-

nes Lebens linguistisch konstruiert. *Agency* meint somit die *kognitive Repräsentation der eigenen Handlungs- und Wirkmächtigkeit*. Dies betrifft den Umgang mit der Frage, ob und in welchen Aspekten und Bereichen seines Lebens er sich als handelnde Person, als Zentrum der Geschehnisse seines Lebens, als Inhaber von Kontrollmöglichkeiten und Entscheidungsspielräumen erlebt, oder ob und hinsichtlich welcher Erfahrungen er sich von heteronomen Mächten dirigiert fühlt.“

Das Konzept der *Agency* kann in diesem Sinne als eine Analyseheuristik verwendet werden, die es vor allem auch ermöglicht, die vielfältigen subjektiven Vorstellungen von der eigenen Beteiligung an der Familienplanung von Männern differenziert herauszuarbeiten und somit der Frage nachzugehen, wie Männer sich selbst als handlungsbeteiligt in Bezug darauf sehen, wie sie zu Kindern in ihrem Leben kommen. Lucius-Hoene und Deppermann folgend kann dies anhand von drei Aussagen, die auf den ersten Blick sprachlich nur leicht variieren, verdeutlicht werden:

- (1) Der Satz „*Dann kamen Kinder.*“ drückt aus, dass eine anonyme Macht am Werk ist, und nicht die erzählende Person die Handlungskontrolle besitzt.
- (2) Der Satz „*Und dann hat sie mich zum Vater von einem Kind gemacht.*“ drückt aus, dass andere Menschen – hier die Partnerin – das eigene Schicksal der erzählenden Person bestimmen.
- (3) Und der Satz „*Und dann habe ich mir eine Frau gesucht und habe ein Kind gezeugt.*“ zeigt, dass die erzählende Person die Handlungsinitiative bei sich sieht.

In dem vorliegenden Interviewfall zeigt sich bei dem Befragten vor dem Hintergrund des zentralen Motivs der kollektiven Eingebundenheit und Geordnetheit des Lebens eine ausgeprägte anonyme bzw. kollektive *Agency*. Diese drückt sich sprachlich-syntaktisch vor allem durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ und des Personalpronomens „wir“ aus sowie durch verschiedene semantische Relevanzmarkierungen (wie z.B. „*gut behütet*“, „*mit den Jungs*“, „*Kollege*“, etc.) und durch normative Regeln (wie z.B. „*da muss man sehen*“, „*das muss man glauben*“, „*das kann man nicht sehen*“, etc.) Hierzu noch ein illustratives Beispiel: Auf die Frage des Interviewers, wie es zu seinem ersten Geschlechtsverkehr gekommen ist, entgegnet der Befragte:

„*Tja, wie kam dat? Auch, ja ich sag mal, ich weiß nich, ob man wo wat immer allet plant. Das is einfach, wir waren abends so raus und sind uns dann, jo, wie man halt so macht.*“

Das Motiv der kollektiven Eingebundenheit und der linguistische Befund der kollektiven bzw. anonymen *Agency* bedeutet jedoch keineswegs, dass das Leben des Befragten determiniert ist. Innerhalb der kollektiven Eingebundenheit markiert sich der Befragte als ein handelndes ‚Ich‘, das biografische Spielräume hat, was wir gleich im Anschluss noch sehen werden. Insgesamt fällt innerhalb dieser Fallstruktur auf, dass die sonst üblicherweise dichotomisierten Entitäten „Kollektiv“ und „Individuum“ sich nicht widersprechen, sondern eine basale, komplementäre Einheit bilden, die nicht problematisiert wird.

b) Reproduktive Biografieplanung: ein 2-Phasen-Lebenslaufkonzept

Neben der kollektiven *Agency* lässt in dem vorliegenden Fall auch eine aktive *Agency* verdeutlichen. Zwar ist der Befragte durch eine kollektive Eingebundenheit strukturiert, er hat jedoch Hand-

lungsspielräume, die es ihm ermöglichen, seine Biografie auch aktiv zu gestalten, was dadurch deutlich wird, dass der Befragte einen biografischen Vorsatz hat:

„Irgendwo hatte ich immer den Vorsatz, vor meinem dreißigsten Lebensjahr heirate ich nicht. Da hab ich mich dran gehalten. Ich hab an meinem dreißigsten Geburtstag geheiratet.“

Der Erzähler ordnet seine Biografie nach einem 2-Phasen-Lebenslauf-Konzept mit einer impliziten normativen Alterstheorie. Das verbindende Motiv dieser beiden Phasen ist die Transformation freier Männlichkeit in gebundene Vaterschaft, innerhalb dessen sich das Verhältnis zu Frauen, Kindern und Familie ausdrückt.

Die erste Phase stellt die Phase einer typischen männlichen Sozialisation dar, in der das Leben von Freiheit im Vordergrund steht und diese Freiheiten männertypische Aktivitäten sind (in diesem Fall Motorsport) innerhalb einer männerbündisch organisierten Welt. Frauen sind hierbei ein akzidentelles bzw. marginales Thema. Hierzu zwei Interviewzitate: *„Ich hatte andere Flausen im Kopf“*; *„Jo wie gesagt, also Frauen warn nicht für mich das Hauptthema. Weihnachten war sag ich mal öfter.“* Gerade das letzte Zitat kann durch die Verwendung des klassischen Stilmittels des Zeugmas nochmals exemplarisch die sublimen Ironie der Versprachlichungsmodi des Erzählers verdeutlichen, was auf seine enorme implizite narrative Kompetenz hinweist.

Zwar steht in dieser Phase der männlichen Freiheit auch das Sammeln von Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht sozusagen auf dem Programm, was jedoch eher akzidentell organisiert ist.

Der Übergang in die reproduktive und somit zweite biografische Lebensphase erfolgt kurz vor dem selbst gesetzten Altersvorsatz, Zitat: *„Wann ham wer uns kennen gelernt? Mit achtundzwanzig ungefähr. Jo, also achtundzwanzigeinhalb. Anderthalb Jahre ham wer uns gekannt. Und mit dreißig habe ich dann geheiratet.“* Hier fällt am Ende des Zitats der starke Ich-Bezug mit dem aktiven Entschluss ‚Jetzt heirate ich‘ auf. Der Erzähler markiert diesen Übergang dabei als eine Umorientierung, Zitat: *„Jo, meine Frau hatte wie gesagt die Tochter aus erster Ehe. Jo, nun dann muss man sich schon man ganz anders orientieren. Dann ging man halt in den Ruhezo, weil wie gesagt, sie wollte das Kind auch nicht aus der Beziehung raushalten.“* Die sprachliche Modalisierung anhand des Indefinitpronomens „man“ und des imperativischen Modalverbs „müssen“ verweist dabei wieder auf eine implizite normative Theorie, auf einen kollektiven Ablaufplan, denn es zu erfüllen gilt. In diesem Zusammenhang werden auch die subjektiv wie normativ bedeutsamen Motive der Verantwortungsübernahme und des Wandels des eigenen Lebensstils deutlich, was die neologistische Satzaussage *„dann ging man halt in den **Ruhezo**“* des Befragten metaphorisch verdichtet illustriert und dabei als ein Ende von Jugend (als soziales Konzept) verstanden werden kann, als ein Ende von ‚Sturm und Drang‘. Dass die Partnerin des Befragten eine Tochter aus erster Ehe mitbringt ist für den Erzähler nicht nur unproblematisch, sondern sogar vorteilhaft: *„Dann hab ich halt schon=n bisschen gelernt, da auch bei der ersten festen Beziehung gleich so=n bisschen Papa zu sein.“* Dies verdeutlicht, dass die Transformation freier Männlichkeit in gebundene Vaterschaft für den Erzähler unproblematisch und selbstverständlich ist, dass aber ‚Vaterschaft‘ gelernt werden muss. Dass Familie und ‚Vater sein‘ nach der Phase des Austobens selbstverständlich ist, wird auch dadurch verdeutlicht, dass der Befragte mit seiner Partnerin noch sehr gerne ein leibliches Kind haben möchte. Innerhalb dieser Partnerschaft werden des Weiteren die Motive der Egalität und der partnerschaftli-

chen Handlungsbasis deutlich, was sprachlich-syntaktisch durch die konsequente Verwendung des Personalpronomens „wir“ markiert wird und sich strukturell darin widerspiegelt, dass beide Partner erwerbstätig sind, um so gemeinsam das Ziel der Lebensstandardsicherung zu verfolgen – vor allem in Hinblick auf die eigenen Kindern, denen man etwas bieten möchte (Zitatbeispiel: *„Uns geht et jetzt erst mal darum, dass wir sagen, gut wir haben genug Geld, zumindest bis die Kinder ihre Schule beendet haben, können wir denen=n einigermaßen Leben gönnen, so dass se (1) halt gut leben können, sag=ich=mal, dass ihnen an nichts fehlt (1) und dass wir denen (1) halt die Möglichkeiten geben, dass se was werden können. Mhm. (2) Aber das Einzige muss ich sagen, äh zum Teil sind beide berufstätig, is manchmal nich ganz so einfach, ne? Wenn beide abends nach Hause kommen und dann noch Schulaufgaben kontrollieren und und und oder wenn die irgendwat nicht konnten, dann müssen die halt abends zusammen gemacht werden, das is manchmal stressig, aber ich sag mal, na gut da warn wir uns vorher im Klaren, nä?“*)

6. Bilanz

Meine Fallanalyse, die nur in kursorischer Weise auf den Reichtum dieses kargen Interviews eingehen konnte und in der Kürze der Zeit nicht einmal annähernd die vielen Details herauszuarbeiten vermochte, verdeutlicht exemplarisch, dass „karge Interviews“, deren Thematisierungsroutinen nicht der sonst allgemein hin erwarteten Individualisierung, Problematisierung und Diskursivierung entsprechen, gleichzeitig auch unergiebig Interviews darstellen müssen. Ganz im Gegenteil: Gerade aufgrund der kargen Thematisierung steckt sozusagen der Teufel im Detail, was an der enormen konnotativen, evaluativen, indexikalen und symbolischen Verdichtung der kommunikativen Verständigung liegt. Hier drückt sich eine phänomenale erzählerische Kompetenz aus. Es besteht aber leider allgemein im Rahmen qualitativer Interviewforschung die Neigung dazu, dass bei einer wortkargen Thematisierungsstruktur gleichzeitig angenommen wird, dass es nichts zu sagen gäbe. Kommunikative Verständigung ist jedoch nicht abhängig von der sprachlichen Fülle der Thematisierung. Dieser Aspekt ist im übrigen aus den 70er Jahren bekannt, als die Diskussionen über den restringierten und elaborierten Code auch in den Sozialwissenschaften virulent gewesen sind. Es verhält sich allerdings so, dass gerade sprachökonomisch hoch verdichtete kommunikative Codes, die auf dem ersten Blick vielleicht einem restringierten Code zugeordnet werden können, es tatsächlich vermögen, die Komplexität von Wirklichkeit umfassend darzustellen, aber eben in indexikalischer und konnotativer Weise. Dies ist vor allem dann gegeben, wenn sich Kommunikanten gemeinsam auf einen konjunktiven Erfahrungsraum beziehen können, sei dies nun explizit („Du weißt schon, was ich meine...“), oder implizit. Hierzu möchte ich abschließend ein weiteres, sehr eindrückliches Beispiel aus einem Gelsenkirchener Interview anführen: Auf die offene Erzählaufforderung, wie der Befragte in seiner Kindheit aufgewachsen ist, beginnt dieser:

„In meiner Kindheit? Ja (1) das war so ne Sache (1) Ich (.)bin Sohn (.) eines Bergmanns.“